



Pep Bras

Das Mädchen,
das nach den
Sternen greift

Roman

it

insel taschenbuch 4385

Pep Bras

Das Mädchen, das nach den Sternen greift



Pep Bras

Das Mädchen, das nach den Sternen greift

Roman

Aus dem Spanischen
von Svenja Becker



Insel Verlag

Die spanische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
La niña que hacía hablar a las muñecas bei Alevosía, Madrid.

Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds
für die Unterstützung ihrer Arbeit an dieser Übersetzung.

Erste Auflage 2015
insel taschenbuch 4385
Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2015

© Pep Bras, 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: John Gerrard Keulemans;
The Bridgeman Art Library, Berlin

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36085-8

1

Der Reiter auf den Wellen

Die Nachricht von dem Schiffbruch verbreitete sich in Windeseile auf der Insel. Männer und Frauen aus sämtlichen Dörfern, von der Ponta da Pirabura bis zur Ponta das Canas, von Poço bis Sepituba, machten sich auf den Weg zur Praia Pequena, und nicht wenige von ihnen schworen ihrem Gott ab wegen seiner Grausamkeit, als sie die scharlachrot gefärbte Brandung und den grausigen Wall aus Leichen sahen, der sich am Ufer türmte. Andere, vor allem Fischer, beteten dagegen inbrünstiger denn je, aus Angst, beim nächsten Sturm werde es ihr eigenes Boot sein, das in den Tiefen versank.

Catarina hatte bei einer schwierigen Geburt helfen müssen und traf erst spät ein, als die Sonne schon fast hinter den Dunstschleiern der Dämmerung verblasste. Was sie vorfand, waren Lebende in großer Zahl, die mit Bitten oder Flüchen auf den Lippen durcheinanderliefen, und Tote in noch weit größerer Zahl, um die niemand sich kümmerte.

»Hört mir zu!«, rief sie aus Leibeskräften. »Hört mir zu! Die Leichen übertragen Infektionskrankheiten. Sie müssen unter die Erde! Sofort!«

Aber in dem Durcheinander schien niemand sie zu hören. Also fasste sie sich ein Herz – sie öffnete ihren Seesack mit der Erste-Hilfe-Ausrüstung und kramte unter dem Verbandsmaterial, den Arzneisäften und Tiegeln mit Salben für Wunden und alle erdenklichen Stiche und Bisse nach ihrem Colt Single Action Army, den sie stets mit sich führte. Sie bekam ihn zu fassen und zog ihn ehrfürchtig am Lauf heraus, wo an der Oberseite die Gravur zu lesen war:

COLT'S PT. F. A. MFG CO. HARTFORD CT. U. S. A.

Sie hatte noch nie einen Schuss damit abgeben müssen. Nicht ein einziges Mal in den fünf Jahren, seit sie ihn von ihrem Mann

geerbt hatte. »Versprich mir, dass du ihn zu benutzen weißt, wenn es nötig ist«, hatte José sie auf dem Sterbebett gebeten. Und Catarina hatte es versprochen, damit er beruhigt aus dieser Welt scheiden konnte.

Für José war der Colt immer mehr gewesen als bloß eine Schusswaffe. Er hatte ihn als Geschenk von einem weltenbummelnden Yankee bekommen, den er vom Biss einer Surucutinga kuriert hatte, der giftigsten Schlange der Insel, und rasch war der Colt zum Spielzeug seiner reifen Jahre geworden, zu seinem Talisman und zu einem Zeitvertreib nach getaner Arbeit. Er verbrachte Stunden damit, ihn zu reinigen und dabei seiner Funktionsweise auf den Grund zu gehen. Einmal zerlegte er ihn sogar vollständig, nur weil er ihr stolz zeigen wollte, dass noch in das winzigste Bauteil die Seriennummer eingraviert war. Catarina hatte seine Begeisterung nie geteilt. Ihr kam es absurd vor, dass ein so guter Mensch wie ihr Ehemann, der sein Leben darangab, das Leben anderer zu retten, derart besessen war von einem Gegenstand, der zum Töten diente.

Mit einem Gran Schwerkut dachte sie an all das zurück, während sie sich jetzt einen Felsen suchte, der weit genug aufragte, dass alle sie sehen konnten. Umständlich kletterte sie hinauf, zielte mit zusammengebißnen Zähnen in den Himmel und drückte ab.

Hundert Gesichter wandten sich ihr zu.

»Schon vorab herzlichen Dank für eure Anstrengung«, sagte sie. »Wir haben viel Arbeit vor uns.«

Die Entscheidung, wo man die Toten begraben sollte, fiel nicht leicht. Viele plädierten dafür, es vor Ort am Strand zu tun, und Catarina musste ihnen geduldig erklären, wieso es sinnlos wäre, solche Berge von verwesendem Fleisch nur mit einer Schicht aus feinem Sand zu bedecken. Am Ende wählten sie eine Lichtung mit dunkler, lehmiger Erde, die vergleichsweise nah lag, auf halbem Weg zwischen dem Strand und Guanxuma. Sie war annä-

hernd kreisrund, mit einem Durchmesser von etwa zweihundert Schritt. Die betagtesten Inselbewohner schlugen sechs Kreuze, ehe sie auch nur einen Fuß auf die schwarze Erde dort setzten. »O Fogo do Céu« nannten sie die Lichtung, das Himmelsfeuer. Angeblich hatte man eine gewaltige Feuerkugel dort niedergehen sehen, vor langer Zeit, als die Stelle noch dicht bewaldet gewesen war.

In dieser Nacht schliefen auf Ilhabela nur die Kranken und die gebrechlichsten Greise. Nach den Anweisungen der Doutora – niemand auf der Insel nannte Catarina bei ihrem Vornamen – bildeten die Männer Dreiertrupps und zogen Stöckchen, um die Aufgaben untereinander zu verteilen. Der Gewinner durfte graben, die anderen beiden mussten die Leiche holen. Erst hatte man versucht, die Ertrunkenen auf den verfügbaren Handkarren zu befördern, aber unter ihrem Gewicht versanken die Räder im Schlamm. Also wurde das Vorhaben aufgegeben, jeder Tote einzeln an Knöcheln und Handgelenken gepackt und zu Fuß auf die Lichtung getragen.

Halb erschrocken, halb freudig aufgeregt über das nächtliche Spektakel, verteilten die Kinder aus allen Dörfern Fackeln am Wegrand, alle fünfzehn Schritt eine, und rannten danach wie die Ziegen den schmalen Weg hinauf und hinunter, bekamen nicht genug von dem gespenstischen Licht- und Schattenspiel, hatten nichts zu tun, lachten oder sangen aus vollem Hals, spielten Fangen oder bewarfen einander mit Steinen und fielen kurzum den Erwachsenen zur Last, die schon genug mit ihrer traurigen Aufgabe zu tun hatten.

Die Frauen wiederum, die im Gegensatz zum vermeintlich starken Geschlecht keinen brauchten, der ihnen sagte, was zu tun war, gingen nach Hause und kehrten wenig später mit großen Töpfen und Pfannen voller Essen zurück. Bis in den letzten Winkel der Insel drangen die köstlichen Gerüche ihrer Prozession: der Duft von Bohnen und Maniokmehl, von Moqueca mit Gambas und frischem Koriander, Zitronen, Zwiebeln und Ko-

kosmilch, von Vatapá aus Brassen und Adlerfisch in einer kräftigen Soße aus Maniok, Tomate und Palmöl, von Carurú aus Krabben und gratiniertem Gemüse mit rotem Pfeffer. Einige Männer ließen plötzlich ihre Schaufeln sinken, sahen sich schnüffelnd um, und wenn sie in der Luft den Duft von gerösteter Farofa, einen Hauch Ingwer vom Hühnchen-Xinxim oder eine besondere Guaven-Süßspeise ihrer Ehefrau erkannten, lächelten sie verliebt. Und manch einen hörte man stolz rufen:

»Da kommt meine Frau, meine Liebste, mein Goldstück!«

Neun Monate später musste Catarina bei mehr Geburten helfen als je zuvor in all ihren Jahren auf Ilhabela. Da sollte sie sich dieser Nacht der großen Beisetzung erinnern und freute sich, dass wenigstens einige es verstanden hatten, einen Moment des Glücks aus dieser gewaltigen Katastrophe zu ziehen.

Mit dem ersten Licht des anbrechenden Tages war die Arbeit fast getan. Am Strand lag nur noch ein knappes Dutzend Toter. Man hätte sie leicht verwechseln können mit einigen Männern, die, am Ende ihrer Kräfte, auf dem weißen Bett aus Sand hingesunken waren und sich nicht mehr rührten. Die Frauen kehrten mit den Kindern in die Dörfer zurück, den schlaffen, hohl blickenden, in ihrer Müdigkeit verwaisten Kindern, die in nichts mehr an die Energiebündel vom Beginn dieser langen Nacht erinnerten.

Catarinas Fußsohlen marterten sie schlimmer als Zahnschmerzen. Die ganze Nacht war sie zwischen dem Strand und der schwarzen Lichtung hin und her gelaufen, hatte Anweisungen erteilt, für alle ein Wort der Ermutigung gehabt, war eingesprungen, wenn jemand eine Pause brauchte.

»Noch eine letzte Anstrengung!«, rief sie, meinte sich damit aber eigentlich selbst. »Wir müssen fertig werden, ehe die Sonne hoch am Himmel steht.«

Sie hörte ein Raunen hinter ihrem Rücken, drehte sich um und sah, dass alle entgeistert aufs Meer zeigten. Blinzeln konnte sie

im Gegenlicht eine Silhouette am Horizont erkennen, von der Glut der Sonne wie von einem Heiligenschein umflammt.

Ein Reiter, auf einem Pferd über den Wellen.

Adonaldo Souza, mit seinen vierundfünfzig Jahren als einer der umsichtigsten Einwohner von Guanxuma geschätzt, geriet beim Anblick dieser wundersamen Erscheinung zum ersten Mal in seinem Leben aus der Fassung; er wurde wachsweiß, begann zu zittern und bekreuzigte sich ungestüm.

»Heilige Jungfrau! Der Teufel! Er will seine Toten holen. Und wenn er sie nicht findet, dann nimmt er uns alle als Unterpfand!«

Weil sie fürchtete, auch die übrigen Inselbewohner könnten auf diese abwegige Deutung verfallen, entschloss sich Catarina, den Stier, oder besser den Teufel, bei den Hörnern zu packen.

»Hör zu, Adonaldo, ich glaube nicht, dass es der Teufel ist. Aber für den Fall, dass du recht hast, fahren du und ich jetzt dort raus und verhandeln mit ihm.«

»Kommt nicht in Frage, Doutora.«

»Das ist kein Vorschlag.«

Und ihr blieb nichts anderes übrig, als den Revolver ihres Mannes zum zweiten Mal in ihrem Leben zu ziehen. Sie sah, wie Adonaldo erschrocken schluckte, und das ermutigte sie, sich zu den anderen umzudrehen und die Farce zu Ende zu spielen.

»Und ihr, macht, dass die Arbeit fertig wird! Sonst schicke ich euch, wenn ich zurück bin, höchstpersönlich in die Hölle!« Noch während sie das rief, fragte sie sich, ob der wildgewordene Revolverheldenton aus ihrem Mund wohl überzeugend klang.

Aber immerhin liefen alle los, um zu tun, was sie gesagt hatte.

Adonaldo und Catarina bestiegen ein Boot. Adonaldo setzte sich vorne an die Ruder, mit dem Rücken zu der Gestalt, die ihm solche Angst einjagte, und Catarina dirigierte: »Mehr nach links; Vorsicht mit dem Felsen dort; so weiter, wir halten genau darauf zu.« Mit jedem Ruderschlag, den sie sich vom Ufer entfernten, wurde Adonaldos Gesichtsausdruck flehentlicher.

»Überlegen Sie doch, Doutora. Sehen Sie denn nicht, dass ein

Pferd, wäre es von dieser Welt, in den Fluten untergehen müsste? Das kann doch nur etwas Schlimmes bedeuten.«

»Wir werden ja sehen. Ruder weiter.«

Pferd und Reiter waren weiter entfernt, als Catarina vermutet hatte. Die Sonne hatte ihr nächtliches Versteck längst vollständig verlassen, die rosaroten Schleier abgestreift und stand schon weit oben an einem strahlend blauen Himmel. Gezeichnet von den Mühen der Nacht, keuchte Adonaldo, als wäre er dem Ersticken nah. Catarina war inzwischen klargeworden, dass das Pferd sich nicht von der Stelle bewegte und, mit jedem Ruderschlag etwas größer, brav ihre Ankunft erwartete. Doch war es nicht das, was ihr Furcht einflößte, sondern der Gedanke, Adonaldo könnte womöglich recht haben: Der Kopf des Reiters war deutlich kein Menschenkopf. Im Verhältnis zum Oberkörper wirkte er aufgebläht und war außerdem eigentümlich geformt, wie ein Halbmond. Und was sie am meisten beunruhigte: Er hatte einen Schnabel, einen riesigen, bedrohlichen Schnabel. Wie ein Adlerkopf auf dem Rumpf eines Menschen sah das aus. Sie ertappte sich selbst bei dem Gedanken, ob die fünf Kugeln, die noch in der Trommel steckten, wohl ausreichen würden, um mit diesem Untier fertigzuwerden.

Die Angst währte nicht lange, einige Sekunden nur. Ein Wimpernschlag, und auf dem absonderlichen Schattenriss begannen sich beruhigende Einzelheiten abzuzeichnen. Sie konnte erkennen, dass sich das Pferd, ein schlankes Ross mit langer Mähne und einem Schweif, der geschwungen war wie der Flügel eines Erzengels, aufbäumte, als setzte es zum Sprung über ein Hindernis an, während der Mann auf seinem Rücken ihm mit dem Zeigefinger der rechten Hand den Weg wies. Was sie für einen Vogelkopf gehalten hatte, war in Wirklichkeit der Zweispitz auf dem Kopf des Reiters. Sie lachte erleichtert.

»Du kannst beruhigt sein, Adonaldo. Dein Teufel ist bloß eine Statue.«

Eine lebensgroße Statue aus Bronze, die ohne Sockel zweitausend

sendachthundertfünf Kilo wog. Sie stellte General José Francisco de San Martín y Matorras dar, Nationalheld und Befreier von Argentinien, Chile und Peru, und war das Herzstück einer Gruppe aus insgesamt zwölf Statuen, die sich als Geschenk der spanischen Regierung an den argentinischen Präsidenten José Figueroa Alcorta an Bord der *Príncipe de Barcelona* befunden hatten. Die übrigen waren auf den Grund des Riffs gesunken, zusammen mit der restlichen Ladung: viertausendfünfhundert Tonnen Kupfer, eintausendsiebenhundert Tonnen Zinn und fünfundvierzigtausend Pfund Sterling in Bargeld und Schmuck, dazu ein Batzen Gold im Gepäck eines Diplomaten, dessen Wert von der Versicherung des Überseedampfers, der Norton-Vega & Co., nie exakt beziffert wurde.

Heute kann man all das in Büchern nachlesen, aber Catarina und Adonaldo machten sich keine Vorstellung davon. Ihnen stockte der Atem, als sie das funkelnde Reiterstandbild inmitten des Ozeans sahen. Sie ruderten näher heran und konnten jetzt erkennen, dass der furchtlose General und sein Ross nicht schwammen, sondern sich auf wundersame Weise an einem der großen Felsen verkeilt hatten, die zu Hunderten vor der Küste rings um Ilhabela aus dem Meer ragten. Die Seeleute nannten sie »Zähne des Ozeans«, ihr Biss konnte ein Leck in den Rumpf jedes Schiffs schlagen.

Plötzlich hörte Adonaldo zu rudern auf. Stumm sah er die Statue an, als wollte er ihre geheime Botschaft entschlüsseln. Catarina dachte, er schäme sich für sein Verhalten vorhin, und sagte versöhnlich:

»Mach dir nichts draus. Mir war das auch nicht geheuer.«

Statt einer Antwort deutete er auf den Felsen.

»Da liegt jemand«, flüsterte er.

Sie blinzelte, konnte es jetzt mit Mühe erkennen: Zu Füßen des Pferdes lag, mit dem Gesicht nach unten, der leblose Körper eines Mannes. Er war schwarz gekleidet, als wollte er eins werden mit dem Schatten der Statue.

»Noch ein Toter«, sagte Adonaldo finster.

»Möglich. Oder vielleicht auch nicht. Ruder so nah ran, wie du kannst.«

Adonaldo sah sie an, als hätte sie den Verstand verloren.

»Das meinen Sie nicht ernst, oder? Der Zahn da macht Kleinholz aus uns!«

Sie seufzte tief.

»Dann warte hier auf mich. Ich brauche bestimmt nicht lange.«

Im Nu war sie vor Adonaldos ungläubigen Augen aufgestanden, hatte ihr Kleid und die Schuhe abgestreift, sprang in Unterwäsche kopfüber ins Wasser und begann mit wütenden Armbewegungen zu schwimmen.

Zehn Armschläge nur.

Eine Welle aus dem Nichts packte sie von der Seite. Sie spürte, wie sie gegen den Felsen geworfen wurde. Zwei aufeinanderfolgende Stöße, ein messerscharfer, stechender Schmerz in Knie und Ellbogen. Sie wusste nicht mehr, wo oben und unten war, hörte zu schwimmen auf und begann zu sinken. Doch dann meldete sich ihr Instinkt, blind tastete sie unter Wasser nach etwas, an dem sie sich festhalten konnte, bekam einen Vorsprung zu fassen und zog sich daran hinauf. Sie kroch hoch auf den Felsen, dann versagten ihre Kräfte.

Sie lag da, hörte das eigene Keuchen.

»Alles in Ordnung, Doutora?«

Catarina hob eine Hand und bewegte sie, damit Adonaldo sie in Frieden ließ. Nach einer Weile konnte sie das Blau des Himmels wieder erkennen. Sie warf einen Blick auf ihre Verletzungen. Nicht weiter schlimm. Langsam stand sie auf und betrachtete die Statue.

Aus der Nähe wirkte sie verändert, größer, schöner und bedrohlicher. Catarinas Blick wanderte zu den geweiteten Augen des Pferdes, und sie glaubte, eine Warnung darin zu lesen, den unmissverständlichen Hinweis darauf, dass etwas kurz bevorstand, was ihr Leben für immer ändern würde.

Mit Mühe bezwang sie ihre Furcht und beugte sich hinab zu dem Schiffbrüchigen. Sein dunkelbraunes Haar war zu lang und verwegen für einen Passagier der Ersten Klasse. Auch das Hemd, das einmal schwarz gewesen sein mochte, und die Hose, grob und verschlissen, sprachen nicht für einen hohen Stand. Ganz zu schweigen von seinem Schuhwerk. Überhaupt merkwürdig, dass er diese Stiefel mit der rissigen Sohle noch trug, wer zu ertrinken droht, versucht eigentlich als Erstes, seine Schuhe loszuwerden.

Sofern er noch dazu kommt.

Behutsam drehte sie ihn um.

Der Mann hatte die Augen offen und schien sie starr anzusehen.

Zwei Jahre, zwei Monate und sieben Tage später, als sie vor dem Priester stand, der sie traute, sollte sich Catarina in allen Einzelheiten an diesen Moment erinnern, als sie halbnackt, blutend und nass im Schatten des Reiterstandbilds von José Francisco de San Martín auf einem Felsen inmitten des Ozeans zum ersten Mal das Gesicht desjenigen erblickte, der ihr zweiter Ehemann werden sollte, und dachte, dass sie nie einen schöneren Mann gesehen hatte.

Wie jung er ist, kam ihr als Erstes in den Sinn.

Anders als Catarina musste er den zwanzig näher sein als den dreißig. Alles an ihm strahlte Stärke aus: der bullige Nacken, die muskulösen Arme und die breite Brust, die riesigen Hände, derbe, schwielige Arbeiterhände. Ein Bartschatten verdüsterte kaum merklich seine Züge. Seine Brauen waren zu dicht, die Augen zu klein und die Nase zu groß und schief, als hätte er sich durchs Leben geprügelt. Seine Ohren liefen spitz zu wie bei einem Jagdhund. Seine Lippen, groß und fleischig, wollten einfach nicht dazu passen: die Lippen einer Frau, ein lüsterner Schmollmund unter dem Zinken eines Schlägers.

Und doch stockte Catarina bei seinem Anblick der Atem.

Ihr war, als würde ein Raubtier in ihrem Innern, in den Tiefen

ihrer Eingeweide wühlen, bis sie vollständig leer war, zu einer Hülle geworden, zu einem Überbleibsel.

Die offenen Augen des Mannes sahen sie weiter starr an.

Mit einem Kloß im Hals schloss Catarina ihm die Lider. Sie fühlte sich durcheinander, betäubt, unfähig, das eigene Empfinden zu begreifen. Da hörte sie von weit her Adonaldos Stimme:

»Lebt er noch?«

Und sie wusste, sie musste ihn anlügen, sonst würde er ihr niemals helfen, den Toten auf die Insel zu bringen.

»Ja, schnell, komm her!«

Niemand, nicht einer der Inselbewohner, die noch am Strand warteten, verstand, weshalb sich die Doutora um diesen Toten so besonders bemühte. Das Boot kehrte von seiner kleinen Abenteuerfahrt zurück, und als ein paar Männer den dritten Passagier ausluden und sich anschickten, ihn, wie es logisch schien, auf die Lichtung O Fogo do Céu zu tragen, überraschte Catarina sie mit einer unmissverständlichen Anweisung:

»Den nicht. Den bestatten wir auf dem Friedhof.«

Und sie bat Iago, den Schreiner, für den frühen Nachmittag einen Sarg bereitzuhalten.

»Und dieses Mal, du alter Geizhals«, sagte sie noch, »sorgst du dafür, dass das Holz in Ordnung ist. Wir wissen ja alle, wie das bei dir ist.«

Damit nicht genug, ließ sie den Leichnam des jungen Mannes in ihr Haus etwas außerhalb von Guanxuma bringen, wo man ihn auf ihr Bett legte. Dort sah sie nach, dass er nichts in den Taschen trug; sie zog ihn vollständig aus, verbrannte rasch seine Sachen und wusch und parfümierte ihn von Kopf bis Fuß. Danach rasierte sie ihn sorgfältig und schnitt ihm das Haar sehr kurz, und als wollte sie den Toten in sanften Schlaf lullen, sang sie dabei leise eine traurige Melodie vor sich hin. Um seine Verwandlung perfekt zu machen, kleidete sie ihn in Sachen von José: ein weißes Baumwollhemd mit Perlmutterknöpfen und die beige Leinenhose,

die seine liebste gewesen war und die er nur zu besonderen Anlässen getragen hatte.

Gegenüber den Frauen, die ihr zur Hand gingen, behauptete sie, dieser letzte Schiffbrüchige sei eine Art Symbol. »Wenn wir ihn würdig bestatten«, sagte sie, »erweisen wir all den Seelen die Ehre, die vorgestern Nacht von uns gegangen sind.« Natürlich nahmen sie ihr das nicht ab. Und erst recht nicht mehr, als Catarina die Totengräber bat, ihre Familiengruft zu öffnen und den namenlosen Sarg neben den ihres Ehemanns zu stellen.

Ablehnendes Gemurmel wurde laut.

»Wenn die mal keine Liebhaber waren«, zischelten böse Zungen, allen voran die der lästerlichen Maia.

»So viele Stunden ohne Schlaf, das hinterlässt doch bei jedem Spuren«, versuchten Catarinas Freunde, die noch immer in der Mehrheit waren, sie in Schutz zu nehmen.

Am späten Nachmittag war alles getan. Catarina richtete ein paar Worte des Dankes an alle, die zum Friedhof gekommen waren. Sie sagte, sie dürften stolz darauf sein, dass sie die Insel vor den Gefahren einer Seuche bewahrt hatten, und entließ sie mit einem letzten Auftrag:

»Schickt jemanden nach São Paulo, um den Schiffbruch zu melden. Die Angehörigen sollen nicht länger bangen müssen.«

Sie sah zum Himmel auf. Vom morgendlichen Blau war nichts geblieben. Hohe Wolkenberge drängten sich rasch von Norden heran, eine alles verschlingende Walze in Aschgrau und Schwarz.

Catarina kehrte nach Hause zurück.

Kaum hatte sie die Tür hinter sich geschlossen, wurden ihr die Knie weich. Mit ihrer Selbstbeherrschung schwanden ihre Kräfte, sie musste sich auf den Boden setzen und brach in haltloses Schluchzen aus. Stundenlang saß sie weinend da, fühlte sich von ihrem Schmerz in immer kleinere Stücke zerschlagen, bis sie glaubte, sie werde vor Schwäche ohnmächtig. Mit letzter Kraft riefte sie sich hoch und schleppte sich in die Küche. Dort zwang sie sich, ein bisschen Obst zu essen. Sie dachte an ihren armen Ehe-

mann. Daran, wie sehr er sie geliebt hatte. Und dass die Leute von der Insel immer sagten, einige, sehr besondere Tote würden einem nie endgültig von der Seite weichen. Wenn das stimmte, dann wollte sie sich nicht ausmalen, wie sehr der arme José jetzt litt.

»Es tut mir so leid«, flüsterte sie beschämt. »Ich verstehe selbst nicht, was mit mir geschieht.«

Sie zündete eine Kerze an, ging hinüber in ihr Schlafzimmer, zog sich aus und blieb, nackt und am Boden zerstört, zitternd vor dem leeren Bett stehen.

*Die Nacht, als die Toten vom Berg kamen und
die Lebenden besuchten*

In jener Nacht ereignete sich auf Ilhabela das schlimmste Unwetter seit Menschengedenken. Der Wind heulte wie ein tollgewordener Wolf den von Dunkelheit begrabenen Mond an. Auf seinem Weg riss er Bäume um, hoch wie Kathedralen, majestätische Riesen, die über Jahrhunderte den Wald beherrscht hatten. Er machte Dutzende Hütten aus Holz und Bambus dem Erdboden gleich, fuhr in Ställe, schleuderte Hunde durch die Luft, Hühner, Lämmer und Ziegen. Doch das Schlimmste war der Regen. Es regnete die ganze Nacht, wie Steinschlag prasselten die Tropfen auf die Dächer, Glasscheiben gingen zu Bruch, Bäche traten über die Ufer. Am härtesten traf es den Norden der Insel. Die Ortschaften Sino, Garapocaia, Engenho, Itaquanduba und Pequeá wurden vollständig überschwemmt. In Itahuaçu wurden zwei Kinder mitgerissen, als sie versuchten die Fluten zu durchqueren, und waren nie wieder gesehen.

Für Guanxuma verlief die Nacht zunächst glimpflicher. Das Dorf lag im Osten, auf einem erhöhten Plateau inmitten eines Tals. Zwar schollen die Fluten in der Talsohle an und gaben sich alle Mühe, das Plateau zu erklimmen, aber lange sah es aus, als würden die siebenundzwanzig kleinen Häuser aus Lehmziegeln das Unwetter ohne größere Schäden überstehen. Doch dann geschah das, was bei den Einheimischen als »die Nacht, als die Toten vom Berg kamen und die Lebenden besuchten« in Erinnerung bleiben sollte.

Zum Friedhof von Guanxuma gelangte man über einen schmalen Pfad, der sich drei Kilometer in Kurven den Berg hinauf und immer weiter hinauf und hinauf schraubte und dann jäh auf dem Gottesacker mündete. Dahinter ragte, zu einer ewigen Wächterin der ruhenden Seelen geworden, die Steilwand des Bergmas-

sivs von Serraria auf, achtzig Meter nackter Fels, gekrönt von dichtem Wald. Mehr als dicht: Die Wälder im Nordosten der Insel waren ein undurchdringliches Gewirr aus Abertausenden verschiedenen Pflanzen. Am Boden Moose, Flechten und Farne, darüber dornige Mimosen, scharfblättriges Schilf, Nesseln und hartes Gestrüpp, und wiederum darüber dreißig Meter hohe Lapacho-Bäume zwischen Gruppen von Zedern und Guatambús und dem Baum, der in Brasilien unzählige Namen trägt, mal Petiribí, mal Claraiba, Freijó, Louro, Ajui oder Cascudinho heißt. Während der häufigen Tropengewitter wirkt die grüne Üppigkeit als Schwamm. Aber alles hat seine Grenzen, in dieser Nacht saugte der Urwald sich übertoll mit Regen und gab, was er nicht mehr aufnehmen konnte, schließlich in einem Wasserfall wieder von sich.

Mit verheerenden Folgen. Binnen Sekunden stürzten Tausende und Abertausende Liter Wasser auf den Friedhof herab, gruben alles um, pflügten die Knochen wie Feldfrüchte aus der Erde, zerstörten die Nischengräber und rissen Löcher in die Grabkammern. Dann barst die Friedhofsmauer, als bestünde sie aus Glas, und das Wasser stürzte mit Triumphgebrüll hinab und auf das Dorf zu.

Kein Mann, keine Frau, kein Kind blieb in Guanxuma im Bett liegen, als das Getöse losbrach. Einige traten ans Fenster und riefen verstört, was denn da los sei; andere, die meisten, liefen nach draußen, hinein in den Sturm und den peitschenden Regen. Klatschnass und zu Tode erschrocken, fanden sie sich auf der Hauptstraße zusammen, der einzigen Straße im Dorf. Auf sie mündete der Pfad herab vom Friedhof, und sie selbst endete an einem kleineren Waldstück etwas außerhalb, wo Catarina wohnte. Die übrigen sechsundzwanzig Häuser der Ortschaft waren vor über hundert Jahren an dem knapp einen Kilometer langen, ebenen Wegstück errichtet worden, in gehörigem Abstand voneinander, weil, wie die Leute hier sagten, »keiner gern den Furz des Nachbarn riecht«.

Fabiano, der Sohn von Iago, dem Schreiner, hatte die derb-komische Art seines Vaters nicht geerbt. Er war erst fünfzehn, aber wegen einer Reihe unglücklicher Liebesgeschichten zu einem gequälten und traurigen Etwas geworden, leichte Beute für die Verheißungen des christlichen Glaubens. Er ergriff als Erster das Wort und kam gleich zur Sache:

»Das Ende der Welt!«, schrie er, fiel auf die Knie, kreuzte die Arme, reckte die Hände zum Himmel. »Wir müssen alle beten!«

Darüber waren die Meinungen selbst in seiner eigenen Familie geteilt. Während sich Mutter und Schwester unverzüglich seinem Flehen anschlossen, sagte der Vater bloß:

»Fabiano, wann werden wir endlich erwachsen«, und machte sich im Laufschrift zum Rand des Dorfes auf, wo er seine Schreinerei hatte.

Gewiss dachte er, er müsse vor allem sein Werkzeug retten. Er kam nicht mehr rechtzeitig. Etwa dreihundert Meter vor dem Ziel begann der Boden unter seinen Füßen plötzlich zu grollen. Iago blieb stehen und hob sehr langsam den Blick.

Er öffnete den Mund, fand aber nicht mehr die Zeit, etwas zu sagen.

Die Dorfbewohner sahen voller Entsetzen, wie die Wasserwalze ihn unter sich begrub. Unerbittlich schob sie sich vorwärts, eine monströse urzeitliche Schlange, die gekommen war, alles, was sich ihr in den Weg stellte, zu verschlingen. Erst standen alle wie erstarrt. Oder vielleicht auch nicht, vielleicht war nur die Zeit stehengeblieben wie in den schlimmsten Albträumen, denn im nächsten Moment stürzten die ersten drei Häuser des Dorfes ein. Eine Frau schrie auf. Die Kinder taten es ihr gleich, und jetzt, jetzt schrien alle und liefen davon.

»Halt, wartet!«, rief da ein Alter, der sich, vor Entsetzen versteinert, nicht von der Stelle gerührt hatte. »Sieht aus, als käme es zur Ruhe.«

Und tatsächlich geschah genau das. Mit dem Einsturz des drit-

ten Hauses schienen die wildgewordenen Wassermassen plötzlich besänftigt und schwollen sichtlich ab. Als Fabiano Jahre später zum Priester geweiht wurde, zögerte er nicht, sich dieses Phänomen als sein ausschließliches Verdienst zuzuschreiben. Für ihn war es zweifelsfrei ein Wunder, die Folge seiner Anrufung des Höchsten, die für seinen irdischen Vater, Gott hab ihn selig, zu spät gekommen sei, aber noch eben rechtzeitig, um das Dorf zu retten.

Andere waren der Meinung, das Wasser habe schon auf seinem Weg hinab zum Dorf erheblich an Kraft verloren, und die drei eingestürzten Häuser hätten wie ein Deich gewirkt, der die Strömung endgültig zähmte.

Jedenfalls kam in dieser Nacht in Guanxuma außer dem Schreiner niemand ums Leben. Die anderen Dorfbewohner flüchteten sich, dicht gedrängt wie ein Insektenschwarm, vor das einzige Haus mit Veranda. Es war eine robuste Holzveranda über die gesamte Vorderfront des Hauses, mit einer Balustrade und zwei Schaukelstühlen, die, bewegt vom Wind, knarrten, knarrten, knarrten und knarrten. Die Hausbesitzer, Rai und Nathalia – ein junges Paar ohne Kinder, arm wie die Kirchenmäuse, aber gesegnet mit Größenwahn –, hatten die hölzerne Monstrosität aus einem Buch nachgebaut, das Nathalia am Strand gefunden hatte, eine der ersten illustrierten Ausgaben von *Tom Sawyers Abenteuer*. Im Süden der USA, an den Ufern des Mississippi, wäre die Veranda vielleicht nicht weiter aufgefallen. In Guanxuma gab sie beständig Anlass zu Spott. Aber zumindest in dieser Nacht leistete sie gute Dienste.

Vor dem Regen geschützt, sahen die Erwachsenen erschüttert und sprachlos mit an, wie der zähe Strom aus dunklem, fast schwarzem Schlamm die Überreste ihrer Vorfahren durch die Dorfstraße schob. Die kleinen Kinder, für die der Tod noch keinen Schrecken besaß, vertrieben sich unterdessen die Zeit mit einem neu erdachten Spiel. Trieb eine knöcherne Hand vorbei, musste man einmal klatschen, bei einem Fuß zweimal, bei einem

Totenschädel dreimal. Wer etwas übersah oder sich beim Klat-schen vertat, durfte wählen zwischen einmal am Ohr gezogen werden oder einem Tritt ans Schienbein.

Es war einer von den Kleinen, der schlechteste Spieler, der ihn schon von weitem sah.

»Ein Totenkasten!«, schrie er und zeigte mit dem Finger darauf. »Und er ist noch ganz!«

Die Erwachsenen von Guanxuma erkannten den Sarg sofort wieder. Sie hatten ihn ja erst am Nachmittag beigesetzt. Eine unbestimmte Vorahnung beschlich sie bei dem Gedanken daran, welchen Weg die Strömung nehmen würde.

Wortlos gingen sie hinterher.

Catarina war mitten in der Nacht aufgeschreckt und erinnerte sich lebhaft an das, was sie gerade geträumt hatte. Sie lebte mit José inmitten des Ozeans, auf dem Felsen mit dem Reiterstand-bild. Es war derselbe Felsen, und zugleich musste er viel größer sein, denn neben dem herrischen Bronzegeneral und seinem Pferd hatten sie in einem Rosengarten ein wunderschönes Haus mit einem gelben Ziegeldach gebaut.

Der Traum hatte in der Küche des Hauses begonnen. Sie hock-ten zusammen auf dem Fußboden und begruben unter den Bo-denfliesen Obstkerne, die von Würmern befallen waren.

»Es ist ein so herrlicher Morgen«, hatte José zu ihr gesagt. »Warum gehen wir nicht hinaus in den Garten?«

Sie traten ins Freie, und der Himmel war so klar, dass es in den Augen schmerzte. Plötzlich legte José einen Arm um ihre Taille und zog sie hinunter ins feuchte Gras.

»Ich werde dich immer lieben, du unanständiges Ding«, flüs-terte er ihr mit heiserer, unangenehmer Stimme ins Ohr.

Da hatte Catarina entdeckt, dass sie nackt war und erregt, und sie begriff, dass sie gleich miteinander schlafen würden. Wie pein-lich, dachte sie im Traum. Bestimmt schaut er uns zu. Er spioniert uns immer nach.

»Von wem redest du?« Ihr Mann sah sie befremdet an; offenbar konnte er ihre Gedanken lesen.

»Von wem wohl? Von Joan Bras!«, antwortete sie völlig selbstverständlich.

Und war im selben Moment aufgewacht, mit dem Namen meines Urgroßvaters auf den Lippen.

Dann glaubte sie, etwas zu hören, eine Art Explosion, nicht weit entfernt. Und Schreie, viele erschreckte Rufe. Sie sprang aus dem Bett und lief zum Fenster. Nichts zu sehen. Der windgepeitschte, vom Zucken der Blitze angestrahlte Regen war ein dichter Vorhang aus Silber. Rasch zog sie sich an, verließ das Schlafzimmer und öffnete die Haustür. Das Gewitter tobte fürchterlich. Sie kniff die Augen zusammen und konnte jetzt ein paar umgestürzte Bäume erkennen, entwurzelt vom Sturm. Sie drehte sich zu Ding-Dong um, ihrer alten Strohpuppe, die sie vor nächtlichen Raubtierattacken warnen sollte. Wie durch ein Wunder steckte sie noch in ihrer Verankerung, tat allerdings keinen Mucks. Was weniger verwunderlich war. Die Glöckchen daran waren klein und leicht, und der dünne Faden, der sie mit der Puppe verband, riss leicht entzwei. Bestimmt läuteten sie längst irgendwo hoch oben in den Lüften.

Eine Weile blieb Catarina im Türrahmen stehen und versuchte, sich Einzelheiten ihres Traums ins Gedächtnis zu rufen, die ihr mit einem Mal unscharf vorkamen. Sie wusste plötzlich nicht mehr, ob sie das, woran sie sich erinnerte, wirklich geträumt hatte, oder ob ihre Gedanken bloß versuchten, aus den Bilderfetzen eine sinnvolle Geschichte zusammenzuflicken. Dann vernahm sie ein Gurgeln, das sogar das Heulen des Windes übertönte. Sie sah sich um, suchte nach dem Ursprung. Etwa vierzig Meter weiter verlief der Weg, der ins Dorf führte. Dort war irgendetwas. Etwas Dunkles, das auf sie zu kroch.

»Wer da?«, rief sie.

Keine Antwort, sie wich einen Schritt zurück. Im nächsten Augenblick riss ein Blitz eine gleißende Schneise quer über den

Himmel. In dem Augenblick, in dem die Nacht zum Tag wurde, sah Catarina etwas, das ihr die Fassung raubte. Das Bild vor ihren Augen konnte nicht echt sein, es war nicht von dieser Welt, bestimmt lag sie noch im Bett und schlief und ließ dem absurden Traumgeschehen freien Lauf.

Was sie gesehen hatte, war ein Sarg, der knapp über dem Erdboden auf sie zuflog.

Sie kniff die Augen fest zu und dachte: Wach endlich auf. Los.

Sie schlug die Augen auf und fand sich umringt von sämtlichen Einwohnern Guanxumas. Alle sahen sie erwartungsvoll und schweigend an. Im Regen wirkten sie gespenstisch. Sie senkte den Blick, und da, eine Handbreit vor ihren Füßen, stand der Sarg wie ein Hündchen, das auf eine Liebkosung wartet. Mittlerweile war er derart mit Schlamm und Geröll und Wurzeln und Gras überzogen, dass sie ihn gar nicht wiedererkannte. Sie dachte, er sei leer, und die Leute seien hier, weil sie ihr irgendetwas vorzuwerfen hätten, was auch immer das sein mochte, und ihr mit dem makabren Symbol Angst einjagen wollten. Das machte sie wütend.

»Habt ihr den Verstand verloren? Wozu bringt ihr mir den?«

Die alte Maia, ein schamloses Waschweib von über zwei Zentnern, stemmte herausfordernd die Hände in die Hüften.

»Jetzt werd bloß nicht frech! Wir haben dir gar nichts gebracht. Der Tote hat das selber erledigt. Du wirst schon wissen, wieso.«

Catarina machte den Mund auf, wusste aber nichts zu erwidern.

Und da hörten sie den ersten Schlag.

Bum.

Genau, wie wenn jemand an die Tür klopft. Überraschend und auch der Grund, weshalb alle erbleichten, war die Herkunft des Geräuschs: der Sarg.

Bum, bum, bum.

Das ist die Lieblingsstelle der Alten, die ihren Enkelkindern

die legendäre Geschichte der Nacht erzählen, als die Toten von Guanxuma vom Berg kamen und die Lebenden besuchten. Sie haben ihren Spaß daran, immer neue Geschichten zu spinnen, und von Generation zu Generation werden sie blumiger ausgeschmückt. Die meisten stimmen nicht. So gab es weder einen zweiten noch einen dritten Sarg mit Toten, die gegen das Holz hämmerten. Auch fielen niemandem jäh alle Haare am Kopf und am übrigen Körper aus, als er die Schläge aus dem Sarg hörte. Niemand nahm Reißaus, verschwand im Wald und bibberte nach über fünfundzwanzig Jahren, als ihn ein Forscherteam am Grund einer finsternen Fledermaushöhle schließlich fand, noch immer vor Angst. Auch den armen Teufel, der sich laut Volksmund ans Herz fasste, gleich darauf tot zusammenbrach und an Ort und Stelle den Sarg erbt, hat es nie gegeben.

Selbst dass in der Nacht vom 14. auf den 15. August des Jahres 1909, während des schlimmsten Unwetters, das es seit Menschengedenken auf Ilhabela gegeben hatte, ein Schiffbrüchiger namens Joan Bras den Entschluss fasste, aus dem Totenreich zurückzukehren, um einer gewissen Catarina, der Ärztin, die ihn tot inmitten des Ozeans gefunden hatte, seinen Dank auszusprechen, ist nicht ganz richtig. Das erzählt man den Allerkleinsten, die deshalb unweigerlich vor Angst schlottern, wenn sie nur den Namen meines Urgroßvaters hören. Und deshalb fragen sie mit dünnen Stimmchen: »Dann ist er ein Zombie gewesen?«

In Wahrheit war alles weniger magisch und zugleich komplizierter. Beispielsweise wurde Catarina zwar von allen Doutora genannt, und sie übte diesen Beruf auch seit dem Tod ihres Mannes gewissenhaft aus, aber sie war keine Ärztin. Wäre sie medizinisch bewanderter gewesen, sie hätte vielleicht schon einmal von einer Krankheit gehört, die mit beängstigend todesähnlichen Symptomen einhergeht: Der Körper wird starr, die Haut fahl, Atmung und Puls sind kaum wahrnehmbar. Mit diesem Wissen hätte sie zwei und zwei zusammenzählen und darauf kommen können, dass der Mann, der jetzt immer verzweifelter von innen

gegen den Sargdeckel schlug, das nicht in böser Absicht tat, sondern weil er gerade aus seiner Starre und einem langen Angsttraum erwachte. Aber das konnte Catarina unmöglich wissen. Da sie jedoch auch nicht geneigt war, an Jenseitsreisen mit Rückfahrtschein zu glauben, verfiel sie auf die Erklärung, die ihr die wahrscheinlichste schien: dass die Dorfbewohner sich wieder einmal einen schlechten Scherz mit ihr erlaubten.

Sie dachte kurz nach und kam darauf, dass der letzte im März gewesen war. Iago hatte sich in ihr Haus geschlichen und an all ihren Stühlen die hinteren Beine abgesägt. Dann hatte er sie sorgfältig mit Melasse wieder angeklebt, so dass man den Schnitt nicht sah. Catarina war von ihrer Arbeitsrunde über die Insel heimgekommen und hatte sich, erschöpft wie immer, erst einmal hingesetzt. Krachend war sie mit dem Hintern auf dem Boden gelandet, dann hatte sie das Gelächter von denen gehört, die sie durch die Fenster beobachtet hatten.

Die Leute im Dorf waren Witzbolde, einverstanden. Aber diesmal, mit diesem Sarg, waren sie zu weit gegangen.

»Sehr komisch. Und darf man erfahren, wer den Toten gibt?« Ein schneller Blick in die Runde, und sofort fiel ihr auf, dass der Schreiner fehlte, der sich nie eine Gaudi entgehen ließ. »Du schon wieder, Iago?« Sie trat gegen den Sarg. »Los, raus mit dir. Ich weiß Bescheid.«

Keiner sagte einen Ton.

Buuuuuuuummmm.

Das war der letzte Schlag. Der endgültige. Wie Knochen splitterte das morsche Holz, aus dem Iago den Sarg gezimmert hatte. Was Catarina gesagt hatte, hätte auf seinem Grabstein stehen können: Hier ruht ein alter Geizhals. Man hörte es im Sarg trocken husten, und während die fassungslosen Zeugen entsetzt die Arme hochrissen, schnellte der Kopf des letzten der vierhundert-siebenundfünfzig Toten der *Príncipe de Barcelona* wie ein Springteufel über den Sargrand. Alle schrien auf. Catarina stand ganz

vorne und sah, wie der Mann mit den zu dichten Brauen, der zu schiefen Nase und dem zu großen Mund, für sie der schönste Mann der Welt, in seinem Sarg saß und sie mit seinen dunklen und winzigen Augen anstarrte, mit diesen Augen, die sie vom ersten Moment an verhext hatten.

»Me'n recordo de tu«, sagte der Untote mit tonloser Stimme.
»Tu em vas salvar.«

Und Catarina verstand zwar kein Wort von dem, was mein Urgroßvater sagte, begriff aber doch, dass ihr Leben dabei war, kompliziert zu werden.